

ihn zum Substitut für Gehorsam, Disziplin und Glaube macht (S. 251). Unter diesen Umständen hätte eine quellennahe Verwendung der „Sprache der historischen Akteure“ entweder eine stärkere Markierung der Arbeit als semantische Analyse verlangt, wie es im Beitrag *Anne Schmidts* geschieht, oder eine stärkere analytische Fundierung, die man in diesem Band nur in Ansätzen findet.

Dieser Zwiespalt – einerseits die Distanz zu einer systematischen Semantik, andererseits die unzureichende analytische Fundierung – zieht sich durch eine Reihe der Beiträge. Folgerichtig läßt sich der Mehrwert des Bandes für den Vertrauensdiskurs v. a. in denjenigen Arbeiten verorten, die historische Vertrauenssemantiken und deren Genese rekonstruieren, sowie in denen, die, wie *Albrecht Weisker* (zur bundesdeutschen Atomkraftdebatte), ausgeprägt datennahe Fallstudien vorlegen.

Ein einleitender, systematischer Theorieeil hätte dem Band sicherlich gut getan. *Freverts* historische „Spurensuche“ und *Welteckes* „Methodische Überlegungen“ leisten dies nicht, und ohne gemeinsamen Bezugspunkt bleiben die Beiträge des Sammelbandes etwas unverbunden. Das Vorstellen eines Analyse Rahmens, einer gemeinsamen Schneise durch die Vertrauensliteratur als Orientierung der Beiträge hätte den Band straffer durchkomponieren helfen. Eine Möglichkeit hätte darin bestanden, die mehrfach zitierten, aber zu knapp ausgearbeiteten Theorieangebote von Luhmann und Giddens stärker zu akzentuieren: Die chronologische Ordnung der Texte legt es nahe, der Luhmannschen (und ähnlich auch bei Giddens angedachten) These nachzugehen, daß mit der fortschreitenden Diffe-

renzierung und Spezialisierung moderner Gesellschaften Vertrauen zum einen wichtiger wird, zum anderen seinen dominanten Modus von Personen- auf Systemvertrauen verlagert. Schließlich lassen sich die Beiträge des Bandes durchaus als interessante Illustration dieser Entwicklung lesen: Angefangen bei der Rolle von Vertrauen in weitreichenden Handelsbeziehungen und Gelehrtenkorrespondenzen über Vertrauen in sozialen Kleinformen (Familie, Kameradschaft in der Wehrmacht) bis hin zur Bedeutung von Vertrauen zwischen Staatsführung und Bürgern lassen sich z. B. durchaus Akzentverschiebungen von personalem zu „gesichtsunabhängigem“ Vertrauen feststellen.

Dieser, von *Frevert* in ihrer Einleitung auch angesprochenen These nachzugehen und ihr ein entsprechendes Fazit zu widmen, hätte den Band sicher bereichert. Ohne diese oder eine ähnliche Klammer verliert er an Stringenz und analytischer Strenge. Was er dadurch gewinnt, ist eine ausgeprägte inhaltliche und methodische Vielfalt, die Anregungen für Leser unterschiedlicher Provenienz – Historiker, Soziologen, Politikwissenschaftler, Ökonomen u. a. – bereit hält.

*Mike Steffen Schäfer*

**Christophe Duhamelle/Jürgen Schlumbohm (Hrsg.): Eheschließungen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts. Muster und Strategien. In Zusammenarbeit mit Pat Hudson (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; Bd. 197), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003, 410 S.**

Der Formenwandel des Zusammenlebens in der europäischen Gegenwart

und wichtige Neuansätze in der historischen Forschung sind Gründe für die beiden Herausgeber, einen Blick auf die Geschichte der Eheschließungen im Europa des 18. und 19. Jh.s zu werfen. Zusammen mit 14 Autoren setzen sie sich auch und vor allem mit der in vielen Forschungsgebieten rezipierten These des „nordwesteuropäischen Heiratsmusters“ auseinander und dem darauf gegründeten System zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und ökonomischen Ressourcen. Die Beschäftigung mit diesem jahrzehntelang kaum hinterfragten Konzept diene als Ausgangspunkt für die bereits Ende September 2001 in Göttingen abgehaltene Konferenz, die diesem Band zugrunde liegt. In Zusammenarbeit mit *Pat Hudson* wurde der dreisprachige Band (englisch, französisch, deutsch) in der Hausreihe des Max-Planck-Instituts für Geschichte realisiert.

*Duhamelle* und *Schlumbohm* skizzieren und kommentieren einleitend die Herausbildung und Rezeption des „nordwesteuropäischen Heiratsmusters“: Der Hinweis John Hajnals (1965), daß sich die westeuropäische Bevölkerung durch ein hohes Heiratsalter und relativ viele lebenslang Ehelose in ihrem Heiratsverhalten von außereuropäischen Gesellschaften unterscheide, zog in der wissenschaftlichen Debatte zwei unterschiedliche Lesarten nach sich. Beiden liegt der Gedanke zugrunde, daß eine Heirat mit der Gründung eines eigenen Haushalts verbunden war und jeder Haushalt eine ökonomische Einheit darstellt. Die Unterschiede der Lesarten ergeben sich aus der geographischen Zuordnung und den Erklärungsmustern. In der Deutung, die überwiegend auf die „individualistische“ vorindustrielle Gesellschaft Eng-

lands Anwendung fand, wurden die Möglichkeiten zur Eheschließung in Abhängigkeit von Lohn- und Preisentwicklungen gesehen und neolokale Haushaltsgründungen angenommen. Die Auslegung für die „familistischen“ Gesellschaften des vorindustriellen Kontinentaleuropas geht von dem Erreichen einer sozio-ökonomischen Position aus, die Eheschließung und Reproduktion nach sich zog. Diese „ökonomischen Nischen“ seien begrenzt und relativ statisch gewesen. Heiratswillige hätten auf eine freie „Nische“ warten müssen, die sich vor allem in Form einer Erbschaft aufat. Beide Interpretationen lassen den Schluß zu, daß zwischen ökonomischen Ressourcen und Bevölkerung ein Gleichgewicht bestand und ein zu rasches Bevölkerungswachstum verhindert wurde.

Dieses Konzept des europäischen Heiratsmusters, so konstatieren die Herausgeber, rief grundsätzliche Kritik hervor, sowohl durch den Perspektivenwandel in der Forschung als auch durch neuere empirische Befunde. Inzwischen wird nicht mehr nur eine Makrogeschichte der Eheschließungen und Haushaltsgründungen (Nord-) Westeuropas geschrieben, sondern es werden auch die Sicht der handelnden Akteure, ihre Strategien, ihre institutionelle Eingebundenheit und ihre sozialen und kulturellen Vernetzungen betrachtet. So stellen Mikrostudien die ins Modell projizierten Mechanismen in Frage, wie z. B. die von der zwangsläufigen Abfolge von „Nische“ und Heirat. Neuere Forschungen rücken damit von der Konzentration auf ökonomische Bedingungen, die eine Heirat bestimmen können, ab und nehmen auch kulturelle Phänomene in den Blick.

Das Anliegen der Herausgeber ist es,

eine Zwischenbilanz zu ziehen und die neuen vielfältigen Ansätze in diesem Sammelband zu bündeln. Wie *Duhamele* und *Schlumbohm* betonen, wird in dem Band nicht ganz Westeuropa erfaßt, sondern über exemplarische Studien nur Deutschland, Frankreich, Skandinavien, England, die Schweiz und Böhmen. Zudem wird überwiegend die ländliche Bevölkerung betrachtet.

Die lokalen und regionalen Studien sind drei Themenkomplexen zugeordnet: Den ersten Komplex zu „Heirat, ökonomische Ressourcen und Praktiken der Vererbung“ eröffnet der Beitrag von *Hermann Zeithofer*. Er untersucht einige Aspekte des „Nischenmechanismus“ am Beispiel der südböhmischen Pfarre Kapličky. Er stellt unter anderem fest, daß die Gegenüberstellung eines englischen Modells der Neolokalität und Marktabhängigkeit und einer innerfamilialen Besitzweitergabe nicht aufrecht zu erhalten ist, da er für die untersuchte Pfarre beide Phänomene belegen kann. *Christine Fertig* fragt nach der Bedeutung der Hofübergabe für bäuerliche Familien in Westfalen des 19. Jh.s und wie stark Lebenssituation und -lauf des Einzelnen von dieser Besitzweitergabe bestimmt waren. Nach der quantitativen und qualitativen Auswertung serieller Quellen (Kataster- und Grundbuch, Verträge) kommt sie unter anderem zu dem Ergebnis, daß die Übergabe eines Hofes nicht als Voraussetzung für eine Heirat, sondern eine Heirat oft ein Auslöser für die Übergabe war. Zudem beeinflussten Verträge beim Besitztransfer die Beziehungen von Generationen. *Georg Fertig* überprüft das „Stellenmodell“ im ländlichen Westfalen des 19. Jh.s auf der Basis aggregierter Daten und durch die Analyse individueller Lebensläufe. Auch er stellt die Verbin-

dung von Stellenübernahme und Familiengründung in Frage, unterstreicht aber die Bedeutung einer „Stelle“ im Lebenslauf eines Menschen. Daß Verwandtschaftsnetze durch häufiges Wiederheiraten geprägt, die Netze wandelbar und abhängig von den Interessen des jeweiligen Hofbesitzerpaares im brandenburgischen Amt Alt-Ruppin des 18. Jh.s waren, findet *Takashi Iida* in seiner Untersuchung heraus. Nach dem Heiratsalter und der -motivation fragen *Pat Hudson* und *Steven King*. Im Vergleich von Daten zu zwei englischen Textilorten, Calverly und Sowerby, stellen sie unter anderem fest, daß sich Vererbung und Heirat wechselseitig beeinflussen konnten und das Heiratsverhalten innerhalb einer Gemeinde sehr verschieden war, wobei dieses zugleich durch Normen des Orts und die einer Familie bestimmt sein konnte.

Mit dem Beitrag von *Anne-Lise Head-König* setzt der zweite Themenkomplex „Heirat als Interaktion mit Institutionen“ ein. *Head-König* zeigt die verschiedenen Bedeutungen institutioneller Faktoren in den Schweizer Kantonen des 18. Jh.s auf, die schließlich zur Herausbildung unterschiedlicher Formen der Nuptialität geführt haben. Staatliche Kontrollorgane verfolgten ganz unterschiedliche Strategien und Ziele, z. B. die Verhinderung oder den Zwang zur Heirat.

*Solvi Sogner* nutzt insbesondere demographische Quellen und Gerichtsprotokolle, um die Entwicklung der Bedingungen für eine Heirat im ländlichen Kirchspiel Rendalen in Südost-Norwegen zu erörtern. War die Ehe im Mittelalter noch Verhandlungssache zwischen den beteiligten Familien der Brautleute und wurden voreheliche sexuelle Kontakte toleriert, wurde mit der

Einführung der Reformation die Ehe als öffentlicher Vertrag gesehen und voreheliche Sexualekontakte kriminalisiert. Trotzdem änderte sich das Verhalten der Menschen kaum. Gesetze im 19. Jh., die implizit oder explizit voreheliche Sexualekontakte unterbinden sollten, mußten jedoch von Frauen und Männern berücksichtigt werden.

Dispensakten und demographische Daten für La Roche-Guyon im 18. Jh. wertet *Marion Trévisi* aus. Die ausgezeichneten Anfragen nach Genehmigung zur Heirat eines näheren Verwandten benutzt sie unter anderem zur Rekonstruktion der Familiennetze und zur Frage nach den Motiven, die eine Heirat unter Verwandten beinhaltet. Dabei stellt sie fest, daß zwar von der Kirche anerkannte Gründe angeführt wurden, letztlich aber die Heirat unter sich ein zentraler Gesichtspunkt bei diesen Eheschließungen war. *Maria Ågren* betrachtet die Wirkung von Gesetzesänderungen und wirtschaftlichem Wandel auf Ehepaare im Schweden des 18. Jh. Wie sie nachweist, stand die Gleichheit der Geschlechter im Diskurs einer zunehmenden Machtbefugnis des Mannes dem Eigentum der Ehefrau gegenüber.

Den dritten Themenkomplex „Heiratsstrategien in kulturellen Kontexten“ eröffnet *Pamela Sharpe*, die nach den Bedeutungen von Heirat für einzelne Familienangehörige der englischen Mittelschicht zwischen 1680 und 1740 fragt, familienspezifisches Verhalten, wie heimliches Heiraten, feststellt und soziale und kulturelle Faktoren als wesentliche Einflußgrößen für eine Heirat betont. *Claudia Ulbrich* betrachtet die Eheschließungen und Netzwerkbildungen am Beispiel der jüdischen Gesellschaft im deutsch-französischen Grenz-

gebiet im 18. Jh. In einer Region und innerhalb einer sozialen Schicht existierten ganz unterschiedliche Heiratsmuster, die je nach Situation für die Familien relevant wurden, was am Beispiel der Familie Lipman deutlich wird. *Jean-Pierre Bardet* und *Scarlett Beauvalet* gehen den Wiederheiraten im Paris des 18. Jh.s nach. Aufgrund der defizitären Quellenlage für Paris verknüpfen sie Quellenmaterial wie Vormundschaftsakten mit Heiratsdaten aus dem genealogischen Archiv in Andriveau, um das Heiratsverhalten der Pariser Bevölkerung zu rekonstruieren. Dieses unterschied sich demnach kaum von den Einstellungen zur Heirat in Nordfrankreich. Anhand von genealogischem Material zu Adelsfamilien im westlichen Europa zeichnet *Gérard De-lille* die Wiederheiraten zwischen adligen Familien, die soziale Mobilität und den Aufbau von Familiennetzen nach. Damit kommen auch die Heiratsstrategien, Kontexte und Familienbindungen in den Blick. Vom Mittelalter bis zum Beginn des 18. Jh.s initiierten, festigten und veränderten Familien durch Wiederheiraten Bündnisse, und manche Familien demonstrierten ihre Macht, in dem sie solche Beziehungen ablehnten.

Im letzten Beitrag des Bandes betrachtet *Osamu Saito* die Studien zu Verwandtschaft, Ehe und Individualismus im traditionellen Europa im Vergleich. Daraus schlußfolgert er, daß bei einer Haushaltsgründung der Einfluß der Verwandtschaft nicht unwesentlich war. Angeregt durch ostasiatische Untersuchungen zu Beziehungen zwischen Haushalts- und Verwandtschaftsbeziehungen plädiert *Saito* schließlich dafür, statt der Vorstellung zu folgen, je kleiner die Familie, um so einfacher die Familienverbindungen, die Frage zu

stellen, welche Verwandtschaftskontakte von Frauen und Männern genutzt bzw. bevorzugt wurden und welche nicht.

Zunächst ist festzuhalten: Der Blick auf die Geschichte der Eheschließungen hat sich gelohnt; der Band bietet lezenswerte Mikrostudien mit Ergebnissen. *Duhamelle* und *Schlumbohm* ist es gelungen, – vor allem durch die gut strukturierte und Studien vergleichende Einleitung – den Lesenden in die Auseinandersetzung mit dem europäischen Heiratsmuster einzuführen sowie bereits vorliegende Untersuchungen und die einzelnen Beiträge des Bandes mit ihren Ergebnissen zusammenzufassen. Die Revision des Narrativs „europäisches Heiratsmuster“ ist anhand der in den meisten Beiträgen angewandten Methoden- und Quellenkombination und des Perspektivenwechsels in der Forschung mit diesem Sammelband erreicht. Eheschließungen im nordwestlichen Europa erscheinen nun erst einmal vor allem in ein verwandtschaftliches und institutionelles Netzwerk eingebunden, besaßen mehr als nur eine ökonomische Bedeutung für die Akteure und weisen Ähnlichkeiten mit ostasiatischen Heiratsmustern auf, wobei *Duhamelle* und *Schlumbohm* bereits weitere Forschungsfragen aufwerfen und damit ihr Vorhaben einer Zwischenbilanz erfüllt ist.

*Stefanie Bietz*

**Dietmar Rothermund (Hrsg.): Grenzgänge. Festschrift zu Ehren von Professor Wilfried Wagner, o. O., Abera Verlag Markus Voss 2004, 269 S.**

Wilfried Wagner ist einer der wenigen deutschen Historiker, die früh die au-

ßereuropäische Geschichte in Forschung und Lehre betont haben. 1935 noch im Niederländischen Ostindien geboren, kehrte er drei Jahre später mit seinen Eltern nach Deutschland zurück. Auf Lehramt studierte er Geschichte und Latein an der Universität Frankfurt, wo er 1968 mit einem Thema zur deutschen Besatzungszeit in Belgien während des Zweiten Weltkrieges promoviert wurde. 1973 erhielt er den Ruf an die Pädagogische Hochschule Bremen, die ein Jahr darauf in die Universität Bremen integriert wurde. Seitdem hat er sich besonders der außereuropäischen Geschichte zugewendet und in den nachfolgenden Jahren als einer der exponierten Vertreter der Fachrichtung auch internationale Anerkennung gefunden. Anlaß genug, ihn mit einer Festschrift zu würdigen, die verschiedene Aspekte der außereuropäischen Geschichte thematisiert. Die Beiträge entstammen einer für Wilfried Wagner im Wintersemester 2001/02 veranstalteten Vorlesungsreihe, die, ergänzt durch eingeworbene Artikel, in der Festschrift versammelt sind und dort nicht unbedingt ein großes Ganzes ergeben. Der Titel „Grenzgänge“ bindet indes originell die disparaten Beiträge zusammen, denn in der Tat bewegen sich fast alle Artikel in Grensräumen, entlang Grenzen, überschreiten sie gar oder behandeln Aspekte jenseits geographischer Grenzen.

Einen kurzen, aber systematischen Abriss über „Indonesien nach dem Sturz Suhartos: Probleme bei der Rückkehr zu demokratischen Formen“ (S. 63-79) liefert *Bernhard Dahm*. In der Tat bildet der Sturz Präsident Suhartos 1998 eine Zäsur in der Geschichte des Landes, denn nach 32 Jahren war das autokratische Regime des Präsidenten zu Ende